

Unverkäufliche Leseprobe aus:

C. S. Mahrendorff
Der Walzer der gefallenen Engel
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ERSTER TEIL

I.

Wien, Januar 1897

Weiß, nicht schwarz ist die Farbe des Todes in der Vorstadt, dachte ich, als ich zusammen mit dem Priester die heruntergekommene Mietskaserne am Rande des Zehnten Wiener Gemeindebezirks verlassen hatte und wieder in meiner Droschke saß. Weiß waren die Haare der Alten auf den Totenbetten, weiß traten die Augäpfel der Tuberkulosekranken hervor, weiß war der Winter, dem auch in diesem Jahr wieder ganze Familien durch Schwindsucht und Influenza zum Opfer fallen würden. Es war ein Kampf ohne Illusionen: Medizin gegen Natur, zwei Gegner, wie sie selbst an der Schwelle zum zwanzigsten Jahrhundert ungleicher nicht sein konnten. Schon am Tag nach Neujahr hatte es zweistellige Minustemperaturen in Wien gegeben, aber es war wenigstens trocken geblieben. Seit Dreikönig jedoch schneite es fast ohne Unterbrechung, und auch der heutige Tag unterschied sich in nichts von den vorangegangenen, höchstens daß allmählich sogar die Leute im Alsergrund und in der Leopoldstadt anfangen, sich in ihren Häusern zu verbarrikadieren. Ein weißer Schleier hatte sich über die Stadt gelegt, der alles Leben zu ersticken schien.

Resigniert starrte ich aus dem Wagenfenster in das erneut einsetzende Schneetreiben. Obwohl es noch früher Nachmittag war, konnte man kaum mehr die Hand vor Augen sehen; der trübe Lichtkegel der Gaslaternen jedenfalls war viel zu schwach, um das Grau der vorzeitig eingefallenen Dämme-

rung zu durchdringen. Unsicher kämpften sich einige wenige Passanten an den blassen Häuserfronten des Rennwegs entlang, jäh vor Schreck zusammenfahrend, wenn der lautlose Schatten eines Fiakers wie auf wattierten Rädern durch das wirbelnde Flockenmeer an ihnen vorüberglitt.

Als mein Kutscher endlich in die Salesianergasse einbog, zögerten die Pferde, fast wie vor Scham, die makellos weiße Schneedecke, die da schemenhaft vor ihnen lag, als erste zu entweihen. Es war, als habe jedes Leben hier für einige Zeit stillgestanden. Nicht einmal die Fußabdrücke der beiden Gendarmen, die um diese Zeit stets ihre Runde um das nahegelegene Gebäude der serbischen Gesandtschaft machten, waren auf dem verschneiten Gehsteig zu erkennen. Ja, sogar die drei Stufen, die zum Eingangsportaal meiner Wohnung hinaufführten, waren fast vollständig unter dem dichten, weißen Teppich begraben. Der Hausmeister, verschlagen und unzuverlässig wie die meisten Angehörigen dieser zweifelhaften Zunft, die stets den Eindruck ruheloser Geschäftigkeit erweckt, aber niemals zur Stelle ist, wenn sie wirklich gebraucht wird – der Hausmeister also hatte zwar am Morgen versprochen, seinen halbwüchsigen Sohn zu Hilfe zu holen, falls es am Abend wieder schneien würde. Bislang jedoch war von beiden nirgendwo etwas zu sehen.

Ich zahlte den Fahrer aus, kletterte vorsichtig die eisglatten Stufen des Trittbetts hinunter und begann, mich durch den Schnee zu kämpfen, stets darauf bedacht, nicht irgendwo über den unsichtbaren Bordstein des Trottoirs zu stolpern. Einmal mehr verfluchte ich im Geiste die Arroganz der Wiener Ärzteschaft, all jene satten und selbstzufriedenen Spezialisten und Professoren, die um diese Zeit in ihren gut geheizten Sprechzimmern saßen oder es sich längst vor dem heimischen Kamin bequem gemacht hatten. Hausbesuche im Schneetreiben, in Hernals oder der Brigittenau – das war alles, was denjenigen übrigblieb, die es gewagt hatten, sich gegen die Standesregeln dieser verschworenen Gemeinschaft aufzulehnen. Ihre Tribunale kannten nun einmal kein Pardon, wenn es galt, einen unbequemen Kollegen zu brandmarken und aus

ihren Reihen auszuschließen. Und in meinem Fall waren wohl alle Kräfte gebündelt worden, um ein paar alte offene Rechnungen zu begleichen. Ich hätte es allerdings auch besser wissen müssen, Freud hatte mich ja mehr als einmal gewarnt. Zu oft hatte ich die Dogmen einiger allmächtiger Lehrstuhlinhaber in Frage gestellt, zu selten in den Verbandssitzungen geschwiegen, wenn wieder einmal eine längst unhaltbar gewordene Theorie zum Maß aller Dinge erklärt wurde, als daß man mir eine Affäre wie den Fall Sidonie von Puchheim hätte vergeben können.

Angst und Scham durchfuhren mich, als ich plötzlich wieder an den Namen dachte. Fast zwei Jahre waren seither vergangen, aber obwohl die Anklage vor der Ärztekammer am Ende zurückgenommen worden war, standen mir die Schrecken jener Zeit noch deutlich vor Augen. Und ganz ausgestanden war die Sache wohl auch heute noch nicht, denn Sidonies Vater hatte sich geschworen, den Fall beim geringsten neuen Indiz wieder aufzurollen. Eines war jedenfalls sicher: Ohne die Fürsprache von Kollegen wie Freud oder Breuer hätte ich meine Zulassung als praktischer Arzt damals verloren. Natürlich besaß auch Freud nicht eben den besten Ruf in der Wiener Ärzteschaft, aber wenigstens hatte er sich im Lauf der Zeit etwas aufgebaut, was ich leichtsinnigerweise unterlassen hatte: Beziehungen. Und da Sidonie überdies Halbjüdin war, machte es in der Presse natürlich großen Eindruck, daß ausgerechnet zwei der berühmtesten jüdischen Ärzte Wiens den Kunstfehler eines Nichtjuden verteidigten . . .

Ich schloß die Tür auf und wurde flüchtig von Anna, meiner sporadischen Ordinationshilfe, begrüßt. Ein Blick auf ihre vorwurfsvoll zusammengepreßten Lippen erinnerte mich daran, daß ich mit ihrem Lohn für den letzten Monat im Rückstand war. Standhaft beschloß ich, diese Tatsache bis morgen zu ignorieren. Wie hätte ich ihr auch erklären sollen, daß das Honorar, das mir die Todkranken aus der Brigittenau oder in Floridsdorf zahlten, nur wenig über dem lag, was allein die Droschkenfahrt dorthin verzehrte?

»Niemand im Wartezimmer?« fragte ich.

Anna, ein noch junges, gleichwohl schon leicht verhärmttes Mädchen mit streng in der Mitte gescheiteltem dunklen Haar, schüttelte nur stumm den Kopf.

»Auch keine Post?«

»Nein«, antwortete Anna tonlos. »Nur diese Visitenkarte hier.«

Sie hielt mir eine aufwendig gestaltete Karte aus edlem Büttenpapier hin.

»Von wem ist sie?«

»Von dem Herrn in Ihrem Sprechzimmer.«

Sie bemerkte meine Überraschung, und ein Schatten der Verlegenheit überzog ihr blasses Gesicht mit den hohen Wangenknochen.

»Ich konnte ihn ja schlecht ins Wartezimmer hineinbitten, bei diesem Namen«, fügte sie rasch und mit leichtem Trotz hinzu. »Außerdem hat er gesagt, er komme in einer rein persönlichen Angelegenheit.«

Mehr verblüfft als verärgert nahm ich ihr die Karte aus der Hand.

»Max Freiherr von Radow«, las ich. »Nie gehört. Hat er gesagt, um was es sich handelt?«

»Nein.«

»Na schön. Sag ihm, daß ich gleich komme.«

Anna ging voraus, öffnete die Tür und stellte mich mit stokkender Stimme vor. Der Freiherr, ein unerwartet junger Mann in der Uniform eines Oberleutnants der Reserve, erhob sich langsam aus dem Besuchersessel und nickte mir verbindlich lächelnd zu. Seine Haltung war ungeachtet seiner Jugend steif, seine Höflichkeit förmlich, ein Eindruck, der durch sein akkurat zur Seite gescheiteltes blondes Haar noch verstärkt wurde.

»Bitte um Vergebung, Doktor Heydinger, daß ich mich hier so hereingeschlichen habe«, ließ er mich wissen. Seine Stimme überraschte mich; sie hatte eine angenehm dunkle Baßbaritonlage, die in eigentümlichem Gegensatz stand zu seiner fahlen Gesichtsfarbe und dem arroganten kleinen

Husarenbärtchen. »Aber bei den gegenwärtig herrschenden klimatischen Zuständen wollte ich mich nicht noch ein zweites Mal auf den Weg zu Ihnen machen müssen.«

Er lächelte gezwungen und schlug wie aus alter Gewohnheit mit der Reitgerte gegen seine makellos polierten Schaftstiefel, denen man die »klimatischen Zustände« nun wirklich in keiner Weise ansah. Offenbar mußte er noch vor dem neuerlichen starken Schneefall hergekommen sein.

»Sie warten schon länger auf mich?« fragte ich daher und deutete auf seine Füße.

Von Radow blickte an sich herunter und stieß plötzlich ein kurzes, trockenes Lachen aus, in militärischer Stakkato-Manier zwar, aber wiederum recht tief und volltönend.

»Ganz, wie Sie mir beschrieben wurden: ein mäßig erfolgreicher Arzt, aber ein glänzender Beobachter«, meinte er achselzuckend. »Ja, Sie haben recht, ich bin schon eine ganze Weile hier. Deshalb würde ich auch gerne wieder Platz nehmen, um mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten.«

»Worüber?« fragte ich kurz angebunden und bat ihn mit einer knappen Handbewegung, sich zu setzen.

»Zunächst einmal über mich«, antwortete der Freiherr mit plötzlichem Nachdruck, indem er sich wieder in seinem Sessel niederließ und mit jener zackigen Saloppheit die Beine übereinanderschlug, die im Offizierskasino ungezwungen wirken mag, im Zivilleben dagegen meist gekünstelt erscheint. »Mein Besuch bei Ihnen ist nämlich keineswegs privater Natur, wenngleich ich es für besser hielt, diesen Aspekt nicht gleich Ihrem Mädchen aufzudrängen. Deswegen habe ich ihr auch nur meine halboffizielle Karte gegeben; die amtliche hätte sie vielleicht unangemessen erschreckt. Ihnen dagegen will ich nicht länger vorenthalten, in wessen Diensten ich stehe.«

Er zog ein silbernes Etui aus der Brusttasche und entnahm ihm eine Visitenkarte, die er mir eingeklemmt zwischen die Spitzen seines Zeige- und Mittelfingers herüberreichte. Der Text lautete:

HOF RAT
MAX FREIHERR VON RADOW
K.U.K. AUSSENMINISTERIUM

Bemüht, mir mein Erstaunen nicht anmerken zu lassen, gab ich ihm die Karte zurück.

»Was verschafft mir die Ehre?« fragte ich. »Offensichtlich nicht mein Ruf als Arzt, wenn ich Sie vorhin richtig verstanden habe?«

»Nein, gewiß nicht«, erwiderte von Radow ein wenig herablassend, schien jedoch einer eindeutigen Antwort ausweichen zu wollen.

»Was also dann?«

»Nun«, begann der Freiherr gedehnt, »es ist mir aus verschiedenen Quellen bekannt, daß Sie flüchtig mit dem jungen Herrn von Hofmannsthal befreundet sind.«

»Allerdings. Sind Sie bei diesem Wetter hergekommen, um mit mir über moderne Gedichte zu diskutieren?«

Von Radow knetete unschlüssig den Griff seiner Gerte.

»Natürlich nicht«, erwiderte er. »Es ist eher so, daß in meinem Hause ein gewisses Interesse an jenem Vorfall erwacht ist, der sich vorletzte Woche in Ihrer Nachbarschaft zugetragen hat und dessen Zeuge Herr von Hofmannsthal unfreiwillig geworden ist.«

»Ich weiß nicht ganz, was Sie meinen.«

»Ich spreche von dem mißglückten Einbruchversuch in die serbische Gesandtschaft.«

Verständnislos musterte ich den Freiherrn.

»Aber darüber hat er doch schon alles der Polizei erzählt?«

»Ich weiß. Das Protokoll lag uns vor.«

»Umso besser. Dann wissen Sie doch selbst, daß das Ganze nichts weiter war als das Machwerk einiger hoffnungsloser Amateure. Nicht einmal der ›Neuen Freien Presse‹ war die Meldung mehr als fünf Zeilen wert.«

Ich war ernstlich verblüfft. Dabei hatte ich die kuriose Episode, die mein Freund am vorletzten Dienstag erlebt hatte, fast schon wieder vergessen. Auf dem Heimweg vom Kaffee-

haus, etwa gegen elf Uhr abends, hatte von Hofmannsthal einen schwachen Lichtschein am Seiteneingang der Gesandtschaft bemerkt. Als er näher kam, erkannte er zwei Männer in langen Mänteln und mit russischen Wintermützen auf dem Kopf, die sich im trüben Licht einer Kerze am Türschloß zu schaffen machten. Als sie ihn bemerkten, rief der eine seinem Kumpan erschrocken irgend etwas auf Russisch zu, worauf dieser ein paar Sekunden lang wie wild mit einem mutmaßlichen Dietrich an dem Schloß herumkratzte. Die Zwecklosigkeit ihrer Bemühungen einsehend, gaben sie es dann aber doch auf, zumal inzwischen auch der diensthabende Wachmeister auf seinem üblichen Rundgang hinzugekommen war. Dieser, ein korpulenter und schon etwas älterer Mann, wollte die Männer gerade zur Rede stellen, als die beiden ihn plötzlich mit Gewalt zur Seite drängten und Hals über Kopf in Richtung Heumarkt flüchteten. Das übliche Szenario folgte: Der Gendarm blies schrill in seine Pfeife um Verstärkung und hastete den Einbrechern, so gut es seine Kurzatmigkeit eben zuließ, hinterher. Von Hofmannsthal selbst, wie immer stets auf Würde und Noblesse bedacht, war wenig geneigt, an der Verfolgung teilzunehmen; also gab er zwei weiteren Gendarmen, die mittlerweile am Tatort eingetroffen waren, lediglich seine Beobachtung zu Protokoll und ging anschließend nach Hause. Am nächsten Tag hieß es in der Zeitung nur, daß man einen der Männer im Stadtpark festgenommen hatte, einen Exilrussen namens Treplinskij, der als Motiv für die Tat erwartungsgemäß Geldsorgen angab.

»Natürlich, natürlich«, erwiderte von Radow und strich sich eine Haarsträhne, die sich aus seinem akkuraten blonden Scheitel gelöst hatte, aus der Stirn: eine Geste, die eitel gewirkt hätte, wäre sie nicht von seinem strammen Offiziersgehabe umrahmt gewesen. »Auch wir haben der Sache anfangs keinerlei Bedeutung beigemessen. Erst als am übernächsten Tag ein Spaziergänger im Stadtpark unweit der Stelle, wo dieser Treplinskij verhaftet wurde, einen Schlüsselbund und eine Kerze entdeckte, wurden wir mißtrauisch.«

»Wieso?«

Von Radow kniff die Augen zusammen, so als könne er sich dadurch besser konzentrieren, wühlte aus seiner Rocktasche ein schmales silbernes Zigarettenkästchen hervor und deutete fragend mit der freien Hand darauf. Ich nickte nur, leicht verstimmt darüber, daß er offenbar meine Zustimmung vorausgesetzt hatte, denn das Aufspringen des Deckels fiel exakt mit meiner Kopfbewegung zusammen.

»Nun«, begann mein Gast, indem er ohne besondere Anzeichen von Behagen den Rauch seiner Virginia-Zigarette inhalierte, »auf der Polizeiwache hatte Treplinskij anfangs ausgesagt, er sei ohne festen Wohnsitz, schlafe einmal hier und ein andermal dort, und habe deswegen auch keinerlei Schlüssel; den angeblichen Dietrich habe sein entkommener Kamerad, ebenfalls ein Russe namens Ryschkin, bei sich getragen. Dem steht allerdings von Hofmannsthals Beobachtung entgegen, wonach es eindeutig Treplinskij als der größere von beiden gewesen sein soll, der wie wild an dem Schloß herumgekratzt hatte – seltsamerweise übrigens, *nachdem* Ihr Freund die beiden Männer überraschte.«

»Was ist daran seltsam?«

Von Radow lächelte schwach und steckte sich die Zigarette in die linke Hand, um mit der freien Rechten erneut die widerspenstige Haarsträhne bändigen zu können, was seinen militärischen Habitus diesmal völlig vergessen und ihn gemein jugendlich wirken ließ.

»Sie sind doch Psychologe, nicht wahr? Was würden Sie tun, wenn man Sie plötzlich bei einem Einbruch ertappt? Wäre es nicht Ihr erster Gedanke – Ihr Reflex, wenn ich so laienhaft sagen darf – zu flüchten, statt sich noch weiter an dem Schloß zu schaffen zu machen?«

»Nicht unbedingt«, erwiderte ich. »Das ganze könnte auch eine Art nervlicher Fehlreaktion gewesen sein, die genau das Gegenteil der eigentlichen Absicht bewirkt. So etwas kommt häufiger vor, als man glaubt. Denken Sie zum Beispiel an den ungeübten Kutscher, dem die Pferde durchgehen, und der in seiner Verwirrung wider besseres Wissen mit der Peitsche auf sie einschlägt, anstatt sie entschlossen im Zaum zu halten.«

Von Radow setzte eine spöttische Miene auf.

»Was aber, wenn es in Wahrheit ein sehr erfahrener Kutscher ist, der nur den Eindruck eines Dilettanten erwecken will?«

Ich bemühte mich, meinen Unmut zu meistern; dennoch klang meine Stimme fast scharf, als ich sagte:

»Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie sich etwas deutlicher ausdrücken würden.«

»Schön«, nickte von Radow, energisch eine blaue Qualmwolke in die Luft blasend. »Zurück also zu dem Schlüsselbund im Stadtpark, von dem die Polizei annimmt, daß ihn Treplinskij zusammen mit der Kerze kurz vor seiner Verhaftung in einem günstigen Augenblick ins Gebüsch geworfen hat. Er enthielt vier Schlüssel, aber tatsächlich keinen Dietrich. Entweder hatte Treplinskij diesen also während seiner Flucht seinem Kumpan zugesteckt, vielleicht, weil dieser schneller laufen konnte als er. Oder Herr von Hofmannsthal hat sich geirrt, und es war doch Ryschkin, der an dem Schloß herumkratze.«

»Das halte ich für ausgeschlossen«, erwiderte ich. »Hofmannsthal ist ein sehr guter Beobachter und hat ungewöhnlich scharfe Augen.«

»Ausgeschlossen, sehr gut. Es bleibt also noch eine dritte Möglichkeit, nämlich die, daß es gar keinen Dietrich gab.«

»Und die Kratzspuren am Schloß?«

»Die müssen ja nicht unbedingt von einem Dietrich stammen.« Von Radow saugte kurz an seiner Virginia. »Denn schauen Sie, Doktor, der Beamte, der Treplinskij verhörte, war ein äußerst gewissenhafter Mensch. Die ganze Geschichte kam ihm derart spanisch vor, daß er schließlich Schlüsselbund und Kerze nahm und sich zur Gesandtschaft begab, wo er die Kratzer am Türschloß mit denen an einem der Schlüssel verglich. Und tatsächlich: alles deutete darauf hin, daß der Einbruch mit diesem gewöhnlichen Schlüssel versucht wurde. Das war nun aber selbst für unseren wackeren Gendarmen zuviel, so daß er zur Probe einfach den betreffenden Schlüssel ins Schloß steckte und umdrehte. Wie unermeßlich groß muß

seine Verwunderung gewesen sein, als die Tür plötzlich aufsprang...«

Ich fixierte den Freiherrn nun aufmerksamer.

»Sie wollen damit sagen, daß das Ganze gar kein Einbruch war?«

Von Radow zuckte lässig die Achseln.

»Das versuchte Aufschließen eines Türschlosses mit dem dafür vorgesehenen Schlüssel wird man schwerlich als Einbruch bezeichnen können.«

»Aber wie kommen zwei wohnsitzlose Exilrussen zum Schlüssel der serbischen Gesandtschaft?«

»Das ist eine sehr viel schwierigere Frage«, antwortete der Freiherr, drückte mit militärischer Gründlichkeit seine Zigarette aus und strich sich abermals die renitente Haarsträhne glatt. »Aber Sie sind ein wenig zu schnell, Doktor. Bleiben wir zunächst bei den Kratzspuren. Warum schrammt jemand wie wild an einem Schloß herum, das er eigentlich in aller Ruhe hätte aufschließen können?«

»Nach Ihren Worten von vorhin über den erfahrenen Kutscher, der sich als Amateur ausgibt, dürfte die Antwort klar sein: weil er vertuschen will, daß er den passenden Schlüssel hat. Das ganze sollte wohl den Eindruck eines mißglückten Einbruchs machen.«

Von Radow nickte gönnerhaft:

»Exakt.«

»Aber dafür gibt es keinen Beweis«, warf ich ein.

»O doch. Sie vergessen den zweiten Fund aus dem Stadtpark.«

»Die Kerze?«

»Genau«, erwiderte von Radow, »die Kerze. Eine billige russische Kerze aus einer Fabrik in Kiew, wie die entsprechende Untersuchung der Polizei ergeben hat.«

Über von Radows markantes Gesicht huschte plötzlich ein dunkler Schatten, und der arrogante Zug um die Lippen unter dem blonden Husarenbärtchen war plötzlich nicht mehr ganz so sarkastisch wie zuvor.

»Ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen, Doktor.

Einige Wachstropfen dieser russischen Kerze fanden sich nicht nur *vor* der Tür der Gesandtschaft, sondern auch *innerhalb* des Gebäudes. Die Polizei geht daher inzwischen davon aus, daß das, was Herr von Hofmannsthal an diesem Abend beobachtet hat, in Wahrheit gar kein Einbruchversuch war. Er hat die beiden Russen offensichtlich nicht dabei überrascht, wie sie versuchten, unbemerkt in die Gesandtschaft hineinzukommen, sondern wie sie im Gegenteil dabei waren, ungesehen wieder daraus zu verschwinden.«

»Aber es wurde doch nichts gestohlen, soweit ich weiß?«

»Nein«, nickte von Radow. »Es muß also einen anderen Grund geben, warum die beiden in dem Gebäude waren. Und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, Doktor. In den Taschen von Treplinskij hat man nämlich neben diversen nichtssagenden Papieren auch die Quittung eines Wechsels über zweihundert Kronen gefunden, auszuzahlen an jenen asthmatischen Wachtmeister, der an diesem Abend für den Bezirk um die serbische Gesandtschaft abgestellt war. Bisher wurde gegen den Mann noch nichts unternommen, vor allem, um ihn in Sicherheit zu wiegen; seine Funktion als bestochener Helfershelfer ist inzwischen ohnehin klar und seine Person nicht weiter wichtig. Entscheidend ist der Aussteller des besagten Wechsels: eine Bank in Genf als Zwischenstation für ein großes Geldhaus in New York, das wiederum als Kontoinhaber einen gewissen Dr. Eckner, wohnhaft in Long Island, nennt. Ich darf wohl annehmen, daß Ihnen der Name bekannt ist?«

Das war nun allerdings eine völlig unerwartete Wendung. Ich verspürte plötzlich einen stechenden Schmerz in der linken Schulter, verbunden mit einigen verschwommenen Erinnerungen an die Aufführung einer Wagneroper in Hamburg, und ertappte mich dabei, wie ich meinem Gast einige Sekunden lang wie gelähmt ins Gesicht starrte.

»Nun, Doktor?«

Mühsam riß ich mich aus meiner Erstarrung.

»Ja, es stimmt, ich kenne diesen Namen. Dr. Eckner war der Deckname für den früheren Chefankläger der Wiener Justiz